

## **„Die sind wir nicht! Die sind wir nicht!“**

### **Identität und Alterität in *Wolken.Heim*.**

Das Fremde / das Andere – oder besser; das vermeintlich Fremde / Andere und damit das ebenso nur vermeintlich Eigene – ist von Beginn an ein zentrales Thema in Elfriede Jelineks Werk und ist es in vielen Ausformungen. Schon in dem sehr frühen Text *DER FREMDE! störenfried der ruhe eines sommerabends der ruhe eines friedhofs* (1969)<sup>1</sup> spielt ein den Dorfalltag gehörig durcheinanderwirbelnder Fremder die Hauptrolle. Ein Fremder jedoch, der zum einen weniger fremd ist als es sein „Name“ beziehungsweise seine Bezeichnung („der fremde“) vermuten lässt („der fremde kennt hier und in der umgebung jeden weg und jeden stein. er ist hier aufgewachsen.“<sup>2</sup>), zum anderen auch weniger Mann ist, als es scheint und vielleicht sogar weniger lebendig („der fremde ist selbst ein sehr hübsches mädel bis auf die ein wenig vorstehenden eckzähne“<sup>3</sup>).<sup>4</sup> Andersheit (ob als das „andere Geschlecht“<sup>5</sup>, der ethnisch Andere etc.) wird damit schon in diesem frühen Text dekonstruiert, was bedeutet – und diese Anmerkung scheint mir ob des Begriffs, der gerade in der Jelinek-Forschung zwar oft als Schlagwort verwendet wird, nicht immer aber die Lektüre als theoretische Denkbewegung anleitet, wichtig –, dass nicht einfach die Hierarchie der binären Oppositionen umgedreht wird, sondern dass „[d]as Terrain, auf dem die Opposition entsteht [...] ‚desorganisiert‘“ wird, „nicht etwa, [um] einen dritten Term nach dem Vorbild der spekulativen Dialektik zu errichten“, sondern um „das Urteilmuster eines Weder-noch oder eines Sowohl-als-auch im Sinn des strengen Zugleich“<sup>6</sup> zu erreichen.

Das Fremd-Sein / Anders-Sein ist, wie man schon an diesem Beispiel sieht, selten das Anders-Sein einer marginalisierten Gruppe. Zumeist sind Fragestellungen von diversen In- und Ausschlussprozessen miteinander verknüpft, nicht zuletzt weil die strukturellen Ursachen und (zugleich) Auswirkungen der Marginalisierungen miteinander verknüpft sind. Zugleich aber sind die Begriffe, die ich bisher (scheinbar) recht achtlos verwendet habe, wie das/der/die Andere, wie es Wolfgang Müller-Funk ausdrückt, „Denkfiguren auf allerhöchster philosophischer Ebene“, weswegen er für die Notwendigkeit einer „Phänomenologie der Differenzen von Differenzen“ plädiert, die zeigen könnte, „dass die andere nicht identisch mit dem anderen ist, weder mit dem personalen, noch mit dem ‚neutralen‘, dass ‚der (kulturelle) Fremde‘ und der ‚Andere‘ nicht notwendig zusammenfallen“ – kurz, dass man „in jenem theoretischen Minenfeld [...], die Unterschiede, Abstufungen und Differenzen, ihre fließenden Übergänge,

aber auch ihre kontrastiven Akzente zwischen den verschiedenen Modi des Fremden“<sup>7</sup> herausarbeiten müsse.

Dies geschrieben habend, flüchte ich mich wieder in die unbestimmte Form – da eine derartige Aufgabe nicht in einem Aufsatz (wohl auch nicht in einer Monographie) bewältigbar wäre –, um zumindest auf einige „Andersheiten“ hinzuweisen, die Jelineks Oeuvre prägen. So zeigt sich die Konstruktion von ethnischer / kultureller Fremdheit beispielsweise deutlich in Texten wie *Bambiland* und *Babel* oder aber in *Die Schutzbefohlenen*. Virulent ist zudem auch die Frage der sozial Anderen, zumeist eng mit der Frage nach der Stellung, nach dem Nicht-Ort der Frau verbunden (u.a. *Was geschah nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften*). „Die Frau“, auf deren von den herrschenden Männern konstruierte Andersheit bereits Simone de Beauvoir aufmerksam gemacht hat („Die Frau [...] wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie; sie ist das Unwesentliche angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere.“<sup>8</sup>), ist wohl die am häufigsten diskutierte Kategorie in Jelineks Texten und dabei oft mit der Frage nach den Möglichkeiten kreativer Arbeit, mit der Frage nach Autor\_innenschaft verbunden. Die Figur des Dichters / der Dichterin zeichnet ebenfalls wieder eine eigene Fremdheit aus, ein Im-Abseits-Stehen ganz im Sinne von Nietzsches Wanderer-Figur oder Simmels Fremden – oder doch nicht ganz in diesem Sinne, ist jedes Nach-Schreiben doch immer schon ein Um-Schreiben beziehungsweise ein Anders-Formulieren, wie sich deutlich auch an *Wolken.Heim.* zeigt, in welchem nicht nur einfach zitiert, sondern die Zitate verändert, in neue Kontexte gestellt und so zum Teil gegen sich selbst ins Feld geführt werden. Wie Simmels Fremder ist der/die Autor\_in bei Jelinek immer zugleich Teil von und außerhalb der Gesellschaft, mehr noch; er/sie ist gerade durch sein/ihr Außerhalbsein erst Teil der Gesellschaft und vice versa. Sie ist nicht einfach der/die, der/die kommt und bleibt, sondern der/die, der/die morgen schon gegangen sein wird – der/die zumindest potentiell in der Anwesenheit immer schon die Möglichkeit der Abwesenheit bezeugt. Schon um sich als Autor\_in in die Gesellschaft einzuschreiben, muss der/die Autor\_in Autor\_in sein: An- und Abwesenheit finden nicht nur gleichzeitig statt, sie bedingen einander und lösen einander zugleich auf.<sup>9</sup>

### **1. Wolken.Heim.**

An- und Abwesenheit, Außen und Innen konturieren auch den 1990 veröffentlichten Text *Wolken.Heim.* und zwar von „Anfang“<sup>10</sup> an: „Da glauben wir immer, wir wären ganz außerhalb. Und dann stehen wir plötzlich in der Mitte.“<sup>11</sup> Was in *Wolken.Heim.* verhandelt wird, ist

zumindest auf den ersten Blick weniger das Fremde / Andere als vielmehr die eigene Identität; nicht die individuelle, sondern die Identität als Kollektiv als (deutsches) Wir. Und doch trägt mein Aufsatz den Begriff „Alterität“ im Titel – jenen Titel, der meinem Aufsatz scheinbar vorangeht, aber ebenso folgt, der Teil des Textes ist und zugleich auch nicht. Alterität, schreibt Anna Babka,

ist ein philosophiegeschichtlich bedeutender Begriff und verweist innerhalb poststrukturalistischer Theorien [...] auf die Dichotomie von Alterität und Identität als einander bedingende Momente. [...] Identitäten werden durch Abgrenzung und Ausgrenzung hergestellt. Das ‚konstitutive Außen‘ (Derrida, Butler) ist nicht nur Bedingung der Möglichkeit von Identität, sondern zugleich immer Teil derselben. Zentrum und Rand sind intrinsisch miteinander verwoben. Soll Andersheit gedacht werden, dann bedeutet der Begriff nicht, dem Selbstidentischen dessen komplementäres Gegenteil entgegenzusetzen, sondern das angeblich Mit-sich-selbst-Identische in seiner Angewiesenheit auf und Kontaminierung durch sein vermeintlich Anderes zu lesen.<sup>12</sup>

Identität und Alterität sind also nicht nur unauflöslich miteinander verwoben, sie bedingen einander (und schließen sich doch zugleich aus). Es ist gerade die Relation zwischen den beiden Begriffen, die das daraus entstehende Subjekt überhaupt erst ermöglicht:

[D]ie Alteritätsphilosophie gründet nicht auf dem dialogischen Gegenüber von Subjekten, die sich zuvor wie Münchhausen selbst aus den Niederungen vorsubjektiven Daseins gezogen haben und sodann freundlich miteinander plaudern, sondern ihr Selbst und ihr Anderes sind das Resultat eben dieser Relation, und nur in dieser Relation hat der Terminus ‚Subjekt‘ seine Bedeutung.<sup>13</sup>

Diese, für die Subjektwerdung notwendige Differenz thematisiert schon Lacan in seinem berühmt gewordenen Bild des Spiegelstadiums<sup>14</sup>: Erst indem das Kind sich im Spiegel erkennt, wird es zum Subjekt, ist damit aber gleichzeitig seinem Spiegelbild unterworfen (subjecere). Es ist abhängig von einem Gegenüber, das nicht es selbst ist – einem Gegenüber, das aber ebenso von dem Kind abhängig ist. Jede Ich-Werdung, jede Identifizierung mit sich selbst (und nichts anderes ist die Herstellung von Identität, als „der unbeendbare, unbestimmt phantasmatische Prozeß der Identifizierung [sic!]“) ist also immer schon ein Akt der Teilung, ist nie abgeschlossen, „ist nie gegeben, empfangen oder erlangt“<sup>15</sup>.

Der von dem in *Wolken.Heim.* sprechenden Wir unternommene Versuch eine stabile (nationale) Identität zu schaffen und zugleich das Andere auszuschließen, kann also nicht funktionieren und funktioniert auch auf mehreren Ebenen nicht. Zum einen wird das Fremde immer wieder herbeizitiert: „Die Orientalen wissen es nicht.“<sup>16</sup>, „Und finden außerdem im Osten die slawische Nation, die sind wir nicht! Die sind wir nicht!“<sup>17</sup>. Zum anderen gelingt es nicht, ein

homogenes, widerspruchsfreies Wir zu erzeugen – die mantraartig wiederholten Selbstanrufungen<sup>18</sup> („Bei sich selbst Sein. Wie wir. Wie wir. Zuhause sein. Bei sich sein. [...] Wir bezeugen uns: wir sind hier. Uns gehören wir.“<sup>19</sup>) bezeugen weniger die Existenz des Wir als dessen Nicht-Existenz: Sie sind nur notwendig, weil das Wir eben nicht „natürlich“, „selbstverständlich“ existiert. Zudem zeigen sich gerade in den Wiederholungen die Brüche, „weil sich im Prozeß der Wiederholung [immer] Fehler einschleichen und Sprünge und Fissuren“<sup>20</sup>. Es ist gerade das Sprechen, welches die Identität des Wir sichern soll, die dies verunmöglicht. Die Dekonstruktion, so Paul de Man, „findet in erster Linie ihre Argumente im Text selbst“.<sup>21</sup> Erlauben Sie mir daher nun an Hand einiger Stellen exemplarisch vorzuführen, wie in *Wolken.Heim*. Fragen von Identität und Alterität verhandelt werden.

## 2. Wolken.Heim.

Da glauben wir immer, wir wären ganz außerhalb. Und dann stehen wir plötzlich in der Mitte. Heilige, die im Dunkel leuchten. Wir sind immer fassungslos, wenn auch nur einer uns im Gedächtnis behält, über eine Zeit hinaus. An den Wegrändern sprechen sie seit Jahren und Jahren heimlich über uns. Das bilden wir uns nicht ein! Ein schönes Gefühl in der Nacht über unsre Autobahnbrücken zu fahren, und unten strahlt es aus den Lokalen: noch mehr Menschen wie wir! Ein heller Schein. Die Figuren, Fremde wie wir, Reisende, strömen in die Busbahnhöfe, um sich zu verteilen, von Ort zu Ort, und wir kommen über sie wie der Regen, der zeitig in der Früh die Schuhe durchnäßt.<sup>22</sup>

Am Ende von *Wolken.Heim.*, so Georg Stanitzek, „hat sich die Entfernung, welche dieses Wir auf dem Weg zu sich selbst zu überbrücken versucht, im Vergleich zur Ausgangslage eher vergrößert.“<sup>23</sup> Doch schon, so ich, im ersten Absatz des Textes zeigen sich jene Brüche, die dem Wir eingeschrieben sind, welches scheinbar so selbstbewusst auftritt, welches sich in Rückbezug auf deutsche Geistesgrößen wie Hölderlin, Hegel, Heidegger, Fichte, Kleist etc. und im Gegensatz zu „den Anderen“ zu setzen versucht. So werden gleich im ersten Satz Außen und Innen als Konstruktionen gezeigt. Jene, die sich eben noch außerhalb wähnten, finden sich – auch noch plötzlich, überrascht, ohne eigenes Zutun, ihrer Selbst(bestimmt)heit schon im ersten Satz beraubt – in der Mitte, im Innen. Das „sich finden“ verweist darauf, dass dieses Wir – in jenen Teil, der gefunden wird und jenen, der findet – gespalten ist. Es verweist zudem darauf, dass das Wir existiert haben muss, bevor es zur Sprache kommt, bevor es sich selbst setzt. Denn, so Jacques Derrida in *Die Einsprachigkeit des Anderen*, „was ist Selbstheit? Diese beschränkt sich nicht auf die abstrakte Fähigkeit, ‚ich‘ zu sagen, der sie immer schon vorausgegangen sein wird. Sie bedeutet vielleicht in erster Linie die Macht eines ‚ich

kann', das ursprünglicher ist als das ‚ich‘<sup>24</sup>. Dieses Ich- oder, im Falle von *Wolken.Heim.*, dieses Wir-Sagen ist also immer schon abhängig von einer dem Ich / Wir vorhergehenden Sprache; „das Ich der sogenannten autobiographischen Anamnese, das *Ich-mich* des *ich erin- nere mich* [...] produziert und äußert“ sich, so Derrida, „je nach Sprache verschieden [...], es ist also nicht unabhängig von der Sprache im allgemeinen [sic!].“<sup>25</sup> Die Sprache ist aber, nächste Spaltung, nie die eigene. Jede/r ist der vermeintlich eigenen Sprache immer schon entfremdet, denn die Möglichkeit Ich / Wir zu sagen, setzt ein Ich / Wir voraus, welches spricht, welches aber bereits gesagt worden sein muss; das Ich / Wir (und seine Sprache) ist also immer bereits nur nachgesprochen. Es gründet immer in einer ihm vorausgehenden Sprache, der Sprache des/der Anderen. Es ist immer schon Wiederholung, dabei aber eine „Imitation ohne Original“<sup>26</sup>. Damit wird aber auch jene Argumentation brüchig, die Jelinek, wie Stanitzek zeigt, in *Wolken.Heim.* herbeizitiert (eben nicht-ident wiederholt) und die, im Gefolge von vor allem Fichte, den Deutschen eine Originalität, eine Ursprünglichkeit zuspricht, die dieses „Urvolk“ von „ausländischer Wiederholung“<sup>27</sup> unterschiede. In Frage gestellt wird die Idee eines Ursprungs gleich mehrfach, nicht nur inhaltlich sondern auch, indem Jelineks Text gerade durch das Stilmittel der Wiederholung das vermeintliche Original unterläuft, indem gerade die vermeintlich unterlegene Opposition die vermeintlich hierarchisch übergeordnete subvertiert. Doch das bedeutet nicht, dass *Wolken.Heim.* behauptet, „daß es damit getan sei, die Kategorie des ‚Einflusses‘ gegen die des ‚Echos‘ einzutauschen. [...] Im Gegenteil scheint [die] Strategie darin zu bestehen, dass „Problem des Unergründlichen sofort [zu] verdoppel[n], noch bevor es geklärt werden könnte, und das auch noch zweimal.“<sup>28</sup>

Doch zurück zum zitierten Text. „An den Wegrändern“ (jenen Rändern, an denen zuvor das Wir positioniert war? Oder sind selbst die Ränder vervielfacht?), heißt es, „sprechen sie seit Jahren und Jahren über uns.“ Wer aber sind „sie“, die seit Jahren über das Wir sprechen, die das Wir setzen, indem sie über es sprechen, die aber ebenso erst in dem Moment gesetzt werden, indem der Text, indem das Wir im Text über sie spricht – auch hier werden die Oppositionen nicht einfach umgedreht. Sind es die Fremden? Oder sind es die Vorfahren des Wir? Im ersten Fall wäre das Wir in einer Art und Weise abhängig von dem Außen, wie es sich wohl kaum vorstellen möchte, würde das Wir zum Objekt des über ihn Sprechenden, des ihn fremdmachenden Gegenübers (Othering)<sup>29</sup>. Im zweiten Fall wäre das Wir gespalten, der Versuch einer homogenen Identität schon mit den ersten Sätzen verunmöglicht. Und die Verwirrung geht weiter, „Menschen wie wir“ betont ebenso die Ähnlichkeit dieser Menschen mit dem Wir, aber markiert durch das „wie“ ebenso, dass sie nicht ident sind, dass das Wir eben nicht die Menschen ist und ebenso wenig die Fremden (aber ähnlich ist es ihnen doch). Nach

dem plötzlichen in-die-Mitte-Treten des Wir, das so überraschend kommt, dass es „wenigstens für einen Augenblick, die Unterscheidungen vergessen machen kann, in denen es sich konstituiert und denen es sich verdankt [...] tut sich jene Lücke zwischen *Wir* und *Wir* um *Wir* auf, die es nun schließen will, jener Abstand, dessen Verkürzung es sich widmet.“<sup>30</sup>

Das Mittel dazu scheint die Sprache zu sein: „Bei sich selbst Sein. Wie wir. Wie wir. Zuhause sein. Bei sich sein. Verharren und es kommen sehen! Und was wir sahn, das Heilige ist unser Wort. [...] Wir glauben uns. [...] Wir bezeugen uns: wir sind hier. Uns gehören wir.“<sup>31</sup> Doch das Wort kann nie das ihre sein, da es „keine absolute Aneignung oder Wiederaneignung, [...] kein natürliches Eigentum der Sprache gibt“,<sup>32</sup> da Sprache nicht nur „die erste und letzte Bedingung der Zugehörigkeit zu sein scheint“, sondern auch „die Erfahrung der Enteignung, einer irreduziblen Entaneignung.“<sup>33</sup> Und so changiert in *Wolken.Heim.* die Sprache auch, sie ist ebenso „unser Wort“ wie die Sprache der Götter und des Wir,<sup>34</sup> aber auch die „Sprache der Tiefe“<sup>35</sup>. Sie changiert bis die vermeintlichen Herren der Sprache zur Sprache selbst („ein Wort sind wir, ein Anfang, ein Gedanke noch, doch schreiten schon zur Tat herauf“<sup>36</sup>) und schließlich von der Tat abgelöst werden. Und auch das abgelegte Zeugnis führt nicht zu einer Stabilisierung der Identität; zum einen, weil das Konzept von Zeugenschaft als Beweis<sup>37</sup> ohnehin ein umstrittenes ist, zum zweiten, weil es auch noch einmal unterlaufen wird, weil diejenigen Zeugenschaft ablegen, die diese Zeugenschaft – aus welchen Gründen auch immer – benötigen, um sich selbst zu glauben und drittens, weil „auf jeden Fall nur von dem, was allein geglaubt werden kann“ Zeugnis abgelegt werden kann, weil man, „wenn man darum bittet, aufs Wort zu glauben [...] – ob man will oder nicht, ob man es weiß oder nicht – in die Ordnung dessen eingetreten [ist], was allein glaubhaft ist.“<sup>38</sup>

Das „Selbstzeugnis“ erfüllt zudem, ich habe darauf bereits hingewiesen, so wie die stete Wiederholung des Wir<sup>39</sup> (und ähnlicher, damit zusammenhängender Begriffe) den Zweck, die Anwesenheit beziehungsweise die Existenz dieses Wir zu beweisen. Ein Beweis, und auch hier unterläuft sich die Sprache selbst, der nicht notwendig wäre, wäre das Angesprochene nicht abwesend, „wenn die Anwesenheit nicht a priori ihrer Fülle beraubt wäre, wenn die Anwesenheit nicht immer schon in Frage gestellt wäre.“<sup>40</sup>

### **Othering**

Dieser steten Wiederholung des Wir, dieser „Wir daheim-Schleife“<sup>41</sup>, steht, so Stanitzek, und damit wäre ich am Ende meiner sehr verkürzten Ausführungen nun doch endlich „konkreter“ bei der Alterität gelandet, eine Schleife zur Seite, „die man wir sind nicht die anderen nennen könnte.“<sup>42</sup> „Der unbedingte Wille zur Einheit führt in eine Rhetorik der totalen Abgrenzung:

Okzident und Orient, Unsrige und Namenlose, Deutsche und Slawen, Neues und Altes, Heimatboden und Großstadt, Mensch und Maschine“<sup>43</sup>. Was hier passiert ist, formuliert Edward Said in seiner berühmten Studie *Orientalism*<sup>44</sup>. Für ihn

fungiert der Begriff des *Anderen* als Beschreibungskategorie des Orientalischen, das als das irrationale Andere dem rationalen Selbst europäischer Identität gegenübergestellt wird. Durch den Prozess des *othering*, durch den dem Anderen vor der Folie des „weißen, männlichen, heterosexuellen“ Subjekts jede Identität abgesprochen wird, wird, so Sais Analyse und Kritik, die europäische Identität erst erzeugt und bestätigt.<sup>45</sup>

Weiterentwickelt wurde dieser Begriff von Gaytari C. Spivak, die in ihrem Essay *The Rani of Sirmur* verschiedene Arten des *Othering* unterscheidet, welche allesamt nicht einfach die Beherrschten (in ihrem Fall die kolonialisierte Frau) als Gruppe definieren, sondern vermittels der Definitionen diese Gruppen überhaupt erst hervorbringen. Neben dem „worlding – ein Prozess, in dem der koloniale Raum erzeugt und dadurch ‚in die Welt gesetzt‘ wird, und zwar als Text, der aus der Perspektive der kolonialisierenden Macht geschrieben ist“ stellen eine weitere „Dimension von *othering* [...] Formen der Herabwürdigung dar“<sup>46</sup>. Die Anderen werden dabei als moralisch minderwertig, als unwissend, ungebildet und darum als sozusagen „naturegegeben“ untergeordnet dargestellt. Im Versuch, das Wir als homogene Einheit herzustellen, eine Wir-Identität zu schaffen, wird auch in *Wolken.Heim.* auf den Prozess des *Othering* zurückgegriffen, wie an folgender Stelle, in der das Gegenüber, der „Orientale“ als unwissend, dumpf, wild dargestellt wird:

Wir sind wir und scheuchen von allen Orten die anderen fort. Es rinnt uns Geist von der Stirne. Zu eng begrenzt unsere Lebenszeit. Die Orientalen wissen es nicht. Sie wissen nur, daß Einer frei ist, aber ebendrum ist solche Freiheit nur Willkür, Wildheit, Dumpfheit und Leidenschaft, und die Milde ein Zufall. Wir aber wir aber wir aber! Wir Lieben!<sup>47</sup>

Doch nicht nur, dass im Versuch der Herabwürdigung des Orientalen diesem jene Freiheit zugeschrieben wird, die vom Wir nur eine Seite zuvor als „das einzig Wahrfafte des Geistes“<sup>48</sup> bezeichnet wird, es zeigt sich auch, dass das Wir ohne das Andere nicht denkbar ist. Und diese Abhängigkeit potenziert sich, wenn „[d]ie Neger“<sup>49</sup> und „die slawische Nation“<sup>50</sup> herangezogen werden müssen, um Identität zu erlangen. „Das Eigene, das sich vom Anderen abzugrenzen trachtet und doch von ihm konstruiert ist, sieht sich“ plötzlich, ebenso plötzlich wie es in die Mitte gerutscht und dann doch wieder von sich getrennt wurde, „in seiner Uneigentlichkeit einem Heer von Alteritäten und Fremdheiten gegenüber, das womöglich seine

uneigentliche Eigentlichkeit noch einmal fragmentiert.“<sup>51</sup> Am Ende von *Wolken.Heim.* bleibt nur mehr (erneut) die sinnlose Geste der wiederholten Selbstanrufung („Wir aber. Wir aber.“) und die Erkenntnis, sich immer noch nicht gefunden zu haben: „Wir schauen mit offenen Augen und suchen immer nur uns. Wachsen und werden zu Wald.“<sup>52</sup>

## Anmerkungen

- 
- <sup>1</sup> Jelinek, Elfriede: *DER FREMDE! störenfried der ruhe eines sommerabends der ruhe eines friedhofs*. In: Handke, Peter (Hg.): *Der gewöhnliche Schrecken. Horrorgeschichten*. Salzburg: Residenz Verlag 1969, S. 146-160.
- <sup>2</sup> Ebd., S. 153.
- <sup>3</sup> Ebd., S. 147.
- <sup>4</sup> Zur Alterität und Identität in *DER FREMDE! störenfried der ruhe eines sommerabends der ruhe eines friedhofs* vgl.: Babka, Anna: *Frauen.Schreiben–Jelinek.Lesen. Aspekte einer allo-écriture (feminine) in Texten Elfriede Jelineks (nach Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva)*. In: Liu, Wei / Müller, Julian (Hg.): *FRAUEN.SCHREIBEN*. Wien: Praesens Verlag 2014, S. 17-52, S. 23-25.
- <sup>5</sup> Vgl.: Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Ü: Uli Aumüller und Grete Osterwald. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch 2014.
- <sup>6</sup> Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart: Metzler 2000, S. 178.
- <sup>7</sup> Müller-Funk, Wolfgang: *DAS EIGENE UND DAS ANDERE / DER, DIE, DAS FREMDE. Zur Begriffsklärung nach Hegel, Levinas, Kristeva, Waldenfels*. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/theorie/WMueller-Funk2.pdf> (22.12.2017), datiert mit 15.9.2002, S. 2.
- <sup>8</sup> Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht*, S. 12.
- <sup>9</sup> Zur Frage der Autor\_innenschaft bei Jelinek vgl.: Clar, Peter: *Ich bleibe, aber weg. Dekonstruktionen der AutorInnenfigur(en) bei Elfriede Jelinek*. Bielefeld: Aisthesis 2017. Zur Frage des Autors / der Autorin als Wanderer\_in vgl.: Ebd., S. 136-165.
- <sup>10</sup> Ob dieser Anfang tatsächlich ein solcher ist, ist dabei immer schon fraglich. Denn zum einen geht ihm das Gelesene (und im Text zitierte) voraus, ist der Anfang bereits ein Nachsprechen, eine Wiederholung und somit kein Beginn. Zum anderen ist dem „ersten“ Satz eine Danksagung vorangestellt und dieser wiederum der Titel des Texts. Der Titel wiederum ist, folgt man Derrida, sowohl Teil des Textes als auch nicht. Vgl. hierzu: Derrida, Jacques: *Das Gesetz der Gattung*. In: Derrida, Jacques: *Gestade*. Ü: Monika Buchgeister und Hans-Walter Schmidt. Wien: Passagen 1994, S. 245-284 und Derrida, Jacques: *Titel noch zu bestimmen*. In: Ebd., S.219-244.
- <sup>11</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken. Heim*. In: Jelinek, Elfriede: *Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theaterstücke*. Reinbek: Rowohlt 1997, S. 135-158, S. 137.
- <sup>12</sup> Babka, Anna: *Alterität*. <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=7> (22.12.2017), datiert mit 6.10.2003 (= produktive differenzen. forum für differenz- und genderforschung).
- <sup>13</sup> Müller-Funk, Wolfgang: *DAS EIGENE UND DAS ANDERE / DER, DIE, DAS FREMDE*, S. 1.
- <sup>14</sup> Vgl. Lacan, Jacques: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (1949)*. In: Lacan, Jacques: *Schriften I*. Ü: Rodolphe Gasché, Norbert Haas, Klaus Laermann und Peter Stehlin. Berlin: Quadriga 1991, S. 61-70.
- <sup>15</sup> Derrida, Jacques: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*. Ü: Michael Wetzel. München: Wilhelm Fink Verlag 2003, S. 51.
- <sup>16</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 139.
- <sup>17</sup> Ebd., S. 143.
- <sup>18</sup> Vgl. dazu die Aufzählung in: Stanitzek, Georg: *Kuckuck*. In: Baecker, Dirk / Hüser, Rembert / Stanitzek, Georg: *Gelegenheit. Diebe. 3 x Deutsche Motive*. Bielefeld: Haux 1991, S. 11-80, S. 31.
- <sup>19</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 138.
- <sup>20</sup> Babka, Anna: *Unterbrochen – Gender und die Tropen der Autobiographie*. Wien: Passagen 2002, S. 18.
- <sup>21</sup> Man, Paul de: *Genese und Genealogie (Nietzsche)*. In: Man, Paul de: *Allegorien des Lesens*. Ü: Werner Hamacher und Peter Krumme. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 118-145, S. 140.
- <sup>22</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 138.
- <sup>23</sup> Stanitzek, Georg: *Kuckuck*, S. 32.
- <sup>24</sup> Derrida, Jacques: *Die Einsprachigkeit des Anderen*, S. 30.
- <sup>25</sup> Ebd., S. 52.

- 
- <sup>26</sup> Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Ü: Kathrina Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 203.
- <sup>27</sup> Stanitzek, Georg: *Kuckuck*, S. 57. Zum Umgang von *Wolken.Heim*. mit den Reden Fichtes vgl. S. 47-60.
- <sup>28</sup> Ebd., S. 61.
- <sup>29</sup> Zur Frage des Othing vgl. u.a.: Babka, Anna: *Eintrag zu „Gayatri C. Spivak“*. In: Dunker, Axel / Dürbeck, Gabriele / Götsche, Dirk (Hg.): *Metzler-Handbuch Postkolonialismus und Literatur*. Stuttgart: Metzler 2017, S. 21-25 und Spivak, Gayatri Chakravorty: *The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives Author(s)*. In: *History and Theory* 3/1985, S. 247-272.
- <sup>30</sup> Stanitzek, Georg: *Kuckuck*, S. 32-33.
- <sup>31</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 138.
- <sup>32</sup> Derrida, Jacques: *Die Einsprachigkeit des Anderen*, S. 44-45.
- <sup>33</sup> Derrida, Jacques: *Von der Gastfreundschaft*. Ü: Markus Sedlaczek. Wien: Passagen 2001, S. 68.
- <sup>34</sup> Vgl.: Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 143.
- <sup>35</sup> Ebd., S. 149.
- <sup>36</sup> Ebd., S. 146.
- <sup>37</sup> Zur Frage der Zeugenschaft vgl. u.a.: Krämer Sybille / Weigel, Sigrid (Hg.): *Testimony/Bearing Witness Epistemology, Ethics, History and Culture*. London: Rowman & Littlefield International 2017.
- <sup>38</sup> Derrida, Jacques: *Die Einsprachigkeit des Anderen*, S. 39.
- <sup>39</sup> Vgl.: Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, z.B. den ersten Absatz auf S. 139: „unsere Sprache [...] die auf uns ruht [...] Wir sitzen selig [...] Wir stehen auf [...] wir wie Pappeln blühen. Unser Wort genügt. [...] Haben wir sie verkürzt [...], daß die Saiten ihnen verstummen vor uns. Daß enden mögen mit Freuden sie vor uns. Oder gedulden [...] vor uns? [...] Wir sind wir. Zu eng begrenzt unsere Lebenszeit [...], wir schießen hervor, wir quellen [...], wir gönnen den anderen keine Blicke. Wir sind wir [...] Es rinnt uns [...] Zu eng begrenzt unsere Lebenszeit [...] Wir aber wir aber wir aber. Wir Lieben! Auch uns [...] Aber wir Guten, auch wir sind tatenarm und gedankenvoll. Wir! [...] Oder wer scheucht uns hier fort, wir sind hier zuhaus! Wir sind hier zuhaus.
- <sup>40</sup> Man, Paul de: *Die Rhetorik der Blindheit: Jacques Derridas Rousseauinterpretation (1979)*. In: Man, Paul de: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Ü: Jürgen Basius. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993, S. 185-230, S. 210-211.
- <sup>41</sup> Stanitzek, Georg: *Kuckuck*, S. 31.
- <sup>42</sup> Ebd., S. 41.
- <sup>43</sup> Ebd., S. 42.
- <sup>44</sup> Said, Edward W.: *Orientalismus*. Ü: Hans Günther Holl. Frankfurt am Main: Fischer 2009.
- <sup>45</sup> Babka, Anna: *Alterität*.
- <sup>46</sup> Babka, Anna: *Eintrag zu „Gayatri C. Spivak“*, S. 23.
- <sup>47</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 139.
- <sup>48</sup> Ebd., S. 138.
- <sup>49</sup> Ebd., S. 141.
- <sup>50</sup> Ebd., S. 143.
- <sup>51</sup> Müller-Funk: *DAS EIGENE UND DAS ANDERE / DER, DIE, DAS FREMDE*, S. 7.
- <sup>52</sup> Jelinek, Elfriede: *Wolken.Heim.*, S. 158.